Zeitschrift: Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen

Band: - (1970)

Artikel: Liebe zu einem Zimmer

Autor: Thürer, Georg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-948623

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Liebe zu einem Zimmer

Jeder Raum hat eine Seele, in der sich sein Wesen verdichtet. Schwer zu sagen, was diese Seele stimmt und einem Zimmer Leben einhaucht. Sind es die Menschen, die sich während vielen Jahren darin aufhalten? Sind es die Geräte, die in eine besondere Beziehung zueinander treten und die auch ihr Zusammenspiel mit den Bewohnern haben? Sind es die Fenster, welche den Raum mit der Welt verbinden, so daß die ruhige Wiese und die belebte Straße auch zum Zimmer gehören, welches aber abgeschirmt bleibt durch den Zauber des Glases, das den Blick freigibt, den Schall aber dämpft und Wind und Regen doch abhält? Oder sind am Ende Worte, die einmal mit dem Goldgehalt eines guten Rates, mit der Schärfe eines harten Urteils oder gar im Gespräch suchender Liebe in diesem Raume gesprochen worden sind, noch kräftigere Mächte, um die Seele eines Raumes zu bestimmen? Das sei dahingestellt, hat doch jeder Mensch seinen Weg durch seine Räume, die für ihn Aufenthalt und wohl auch Stufen sind. Hier sei versucht, das Wesen eines Zimmers einzufangen, in welchem vor allem gearbeitet worden ist. Ich habe diesen Raum nun fünfundzwanzig Jahre nicht mehr betreten und spüre auch kein Verlangen, ihn in der seitherigen Ausstattung zu sehen. Es ist, als ob meine Seele ein Bild schonen möchte. Die Erinnerung hat mir das Studierzimmer meines Vaters gleichsam «unter Siegel» gelegt.

Das Pfarrhaus, das unsere Familie im mittleren Glarnerland ein Dritteljahrhundert lang bewohnen durfte, war reich an Raum. Es umfaßte mindestens zehn Zimmer, und der Estrich war so geräumig, daß man mit den winters dort versorgten Rädern um die drei Kamine herumfahren konn-

te. Das väterliche Studierzimmer genoß in der Südostecke des obern Stockes die sonnigste und günstigste Lage. Es war dem Straßenlärm am weitesten entrückt, bot einen schönen Fernblick über Wiesengrün hin auf die weißen Freiberge, und so hoch die nahen Giebel einer nahen alten Fabrik auch waren, der Glärnisch überragte sie im Blickfeld doch. Seine Firne standen hell wie Sternbilder über unsern Sommertagen. In einer bestimmten Zeitspanne der Schneeschmelze sah man auf halber Höhe dieses Dreibergs die sogenannte Jungfrau, das heißt ein Schneegebilde, das an eine Braut mit wehendem Schleier erinnerte, und die Dorfleute gaben sich redlich Mühe, den Fremden dieses Vexierbild recht deutlich zu machen. Manche behaupteten auch, es sei jene Bauerntochter Vrina, welche einst auf dem «Vrinelis Gärtli», dem mittleren Glärnisch, einen Garten anlegen wollte und zur Strafe für diese Überheblichkeit, welche die von Gott gezogenen Grenzen des fruchtbaren Landes frevelnd überschritt, eingeschneit worden sei. Vom Wiggis sah man aus dem Studierzimmer eine sehr steil ansteigende Flanke. Krachte eine Lawine in seinen Felsen, so stürzten wir an die Fenster der Westwand des Hauses, um zu sehen, ob die Laui aus den Schlünden der Butzi, des Blänggli, des Altiger oder des Aedi hervorbreche; so hatten romanische und alemannische Ansiedler in uralter Zeit die Lawinentrichter benannt.

Der Vater liebte den Wiggis, den schon der Arme Mann aus dem Toggenburg ein «Machtstück Gottes» genannt hatte, und pflegte zu sagen, so stelle er sich den Berg Sinai vor. Die Berge der Runde gehörten sehr zu seinem Studierzimmer. So bedeutete es für ihn einen Höhepunkt seiner Forschung, als er das Jahr 1549 als das früheste Datum ermittelte, an welchem die Glarner Freiberge, das älteste erhaltene Wildschutzgebiet Mitteleuropas, erstmals gebannt worden waren.

Das Aufzeichnen war unserem Vater früh zu seiner zweiten Natur geworden. Er notierte gewissenhaft, wann die Sonne in sein Studierzimmer kam, wann sie im tiefen Winter mittags hinter dem Glärnisch verschwand, über dem

Klöntal wieder auftauchte und dann endgültig unterging. Wir Geschwister schmunzelten etwa über diese Einträge, die sich ja Jahr für Jahr wiederholten; aber der Vater sah darin offenbar entweder eine erfreuliche Bestätigung großer Gesetze und eine gewisse menschliche «Bewältigung» des großen Geschehens. Oder gehörte solches Buchführen zur Generation, die ihre Mittelschule noch im letzten Jahrhundert durchlaufen hatte? Hingegen teilten wir des Vaters Vorliebe für die Aprikosenspaliere, welche aus den Rabatten der sonnigen Südwand zwei der vier Studierzimmerfenster erreichten, so daß man vom Gesimse aus den feinen Blütenduft einatmen und ein Vierteljahr später die reifen Früchte der obersten Zweige ernten konnte. Sie gediehen bis zur Größe von Mandarinen – nie habe ich größere Aprikosen gesehen als diese Früchte, welche der überaus sorgsamen väterlichen Pflege entstammten und die der Föhn reifte, süßte und goldete. Die Aprikosengläser ließen das Vorratszimmer der Mutter zur Schatzkammer werden, und die Aprikosen bildeten daheim die goldene Krone jeder festlichen Mahlzeit.

Unser Haus besaß kein schön ausgestattetes Zimmer. Erbgut an alten Bauernmöbeln war nicht vorhanden, und es fehlte uns an Mitteln, gediegene neue Schränke und Truhen anfertigen zu lassen. «Lueg, das isch jetz alles, was mir erhuuset hend», sagte der Vater an seinem siebzigsten Geburtstag zur Mutter und zeigte dabei auf das Völklein der Kinder und Enkel. Auch das Studierzimmer war nicht geschmackvoll eingerichtet und hatte doch seine Atmosphäre, seinen trauten Duft. Woran mochte es liegen? Das schönste Stück Hausrat war in meiner Bubenzeit zweifellos der alte Glarner Plattentisch gewesen. Er hatte später einem Harmonium weichen müssen. Seither verlieh der große Ofen dem Raum seine besondere Note. Er war blank und schlank, beinahe so hoch wie das Zimmer und durch Messingreifen gleichsam in Stockwerke gegliedert. Weil dieser hohe Ofen mit den gerillten Kacheln sichtlich schief dastand, hieß er der «Turm von Pisa». Ihm gegenüber hatte der Vater sein Rollpult aufgestellt, das er einst aus der Hinterlassenschaft

des Arztes erworben hatte, der mit seiner jungen Frau im schattigen Hause jenseits unseres Gartens an Auszehrung gestorben war. Ich sah den Einzug dieses modernen Möbels ungern, denn ich wurde die Angst, es enthalte vom bisherigen Besitzer her den Bazillus eines frühen Todes, nicht los. (Es war eine unbegründete Sorge – mein rüstiger Vater starb erst in seinem 90. Jahre.) Dieses Rollpult war der Inbegriff der Ordnung. Eine große Zahl von Fächern und Schublädchen lud förmlich zum Aufteilen und Versorgen ein. Da auch unser Vater sehr auf Ordnung hielt, konnte man gewiß sagen, daß hier der richtige Mann und das richtige Möbel einander gefunden hatten. Wir Kinder spotteten wohl etwa über diese Hochburg der Ordnung, aber nahmen eben doch, wenn uns ein Bleistift oder eine Feder fehlten, immer wieder Zuflucht zu ihr, leider oft, ohne das geborgte Stück an seinen Ort zurückzubringen. Dann suchte der Vater bald hernach hin und her und murmelte, der Amazeroth habe wieder einmal seine Hand im Spiel. Das war ein alter östlicher Gott, der im väterlichen Studierzimmer die Rolle eines Unholds und Sündenbocks spielte, nicht unähnlich den Geistern im Hause Mörikes, den man bei uns daheim zärtlich liebte. Ach, damit ziehe ich den Vorhang von den trauten Büchergestellen leicht beiseite. Da leuchten die guten Namen und wollen mich noch in der Erinnerung hindern, meine Umschau im Studierzimmer fortzusetzen. Doch halt, da ist einer, der mich in die Umwelt zurückruft, buchstäblich zur Ordnung anhält.

Auf dem Drehstuhl vor dem besagten Pulte thronte der Vater, wenn er zu Gericht über uns saß. Einer der schwersten Fälle ist mir auf Jahr und Tag genau in Erinnerung geblieben. Ich zerschlug nämlich an einem heißen Julitag vor fünfzig Jahren einer Schwester eine Flasche mit Rosenblättern, die sie sorgsam gehegt hatte, auf ihrem Kopfe. Die Schuld war eindeutig bei mir und so schwer, daß ich im Dunkelzimmerchen eingekerkert wurde. Nachher kam im Studierzimmer das gefürchtete Gespräch unter vier Augen. Es endete mit den Worten: «Sieh, Georg, heute ist der Gottfried-Keller-Tag; vor hundert Jahren ist dieser Dichter

geboren worden. Merk dir's und sieh zu, daß du von diesem Tage an nie mehr ins Dunkelzimmer mußt.» Damit entließ mich der Vater und nahm seine Zeitung mit der Würdigung des Dichters wieder zur Hand; er war beim Lesen wohl ungern durch den erzieherischen Zwischenfall gestört worden. Wiewohl ich damals mit meinen elf Jahren von Gottfried Keller kaum etwas kannte, so muß ich der Berufung auf ihn doch eine große Wirkung nachrühmen: sei es, daß ich inzwischen lenksamer geworden bin, sei es, daß ähnliche oder gar schlimmere Vergehen seither nicht mehr ruchbar wurden, oder am ehesten, daß man das Verlies nicht mehr für den geeigneten Raum meiner Erziehung ansah – jedenfalls erwahrte sich die väterliche Erwartung, daß ich seit dem 19. Juli 1919 nie mehr strafweise ins Dunkelzimmerchen eingeliefert werden möge.

Das helle Studierzimmer war aber auch nicht ganz ungefährlich. Dabei denke ich nicht an den alten Bündner Degen, der halb verehrt und halb gefürchtet aus einer Nische hervorleuchtete, auch nicht an die Kopierpresse, wo man die Finger klemmen konnte, noch an die Kokosnuß, aus deren geschwärztem Innern mitunter Räuchlein verglimmender Stumpen aufstiegen. Nein, das Unheil lauerte im eigentlichen Amtswinkel und widerfuhr unserem Jüngsten, als er noch auf allen vieren kroch. Damals geriet er unter das mächtige Kirchenbuch der Gemeinde, das dort lose, allzu lose an eine Wand des großen Schrankes angelehnt war und nun mit der ganzen Wucht aller dort eingetragenen Täuflinge, Konfirmanden, Brautleute und Heimgegangenen auf den kleinen Knaben niederstürzte, so daß nur dessen Ärmchen und Beinchen unter dem gewaltigen Buche hervorguckten, das wie der Panzer einer Riesenschildkröte auf ihm lastete.

Unweit dieses Buches, in welches der Vater während eines Menschenalters die Namen der meisten Kirchgenossen eintrug, stand die Chronik des Dorfes, ein alter Foliant, in welchem er mit seiner klaren deutschen Schrift die Ereignisse im Gemeindeleben festhielt, die sich seit dem Ersten Weltkrieg ereignet hatten. Es war die handgeschriebene

Fortsetzung seiner «Geschichte der Gemeinde Netstal». Der Vater war und blieb ein Mann unius libri. Dieses einzige Buch aber, die Frucht der Liebe zur Forschung und eines wahren Bienenfleißes, kannten wir halbwüchsigen Söhne sehr genau, denn wir lasen die Druckbogen mit und bekamen für jeden entdeckten Druckfehler fünf Rappen. Das war ein hochwillkommener Zustupf zum Taschengeld, welches sehr karg bemessen war. «Da hast du einen Zwanziger, aber denk daran, es sind dann drei Tage Kilbi», war auch ein Studierzimmerwort, das zur puritanischen Luft dieses Raumes gehörte.

Eigentlich erbten wir Kinder von unserem Vater allesamt die Liebe zur Geschichte. Sie hatte damit begonnen, daß wir unter seiner Führung in Davos-Monstein den Hauszeichen der Freien Walser nachgegangen waren. Wir legten in blauen Schulheften auch Sammlungen von Sagen und Flurnamen an. Beim Vater wuchs nun der Eifer, die Quellen zur Landesgeschichte in einer mächtigen Brunnenstube zu sammeln, zu einer wahren Leidenschaft, aus der ein Monumentalwerk hervorging: in kleiner Schrift füllte er im Laufe von über fünfzig Jahren weit über zwanzigtausend Heftseiten, zumeist im Großformat. Als einstigem Bauernsohn fiel es ihm nicht schwer, morgens um fünf Uhr an der Arbeit zu sein, der fast jede seiner freien Stunden gehörte, und wenn der tägliche Eintrag seiner Archivauszüge oder der Abschriften schwer zugänglicher Buchstellen auch nur eine einzige Seite betragen mochte, so ergaben die dreihundert Werktage eines Jahres eben doch einen stattlichen Band und ein langes Leben eine handgeschriebene Bücherei, wie sie in solchem Umfange wohl nur wenige Mönche des Mittelalters aufweisen konnten.

Der Vater dachte wohl bei der Anlage dieser Collectanea erst selber nur an wenige Hefte, weshalb er sie mit römischen Ziffern versah, die mit wachsender Höhe recht unübersichtlich werden konnten. Nicht selten täuschte er sich beim Nachschlagen selbst in diesen Nummern, geriet aber deswegen nie in Unwillen, sondern beschwichtigte den Anflug von Ärger mit einem leisen «ataraxia», was Gemüts-

ruhe bedeute, wie er uns dutzendfach übersetzte, wohl in der Hoffnung, etwas von dieser stoischen Weisheit möge auch auf uns übergehen.

Wir drei Söhne arbeiteten aber anders. Während der Vater kaum mehr als zwei Bücher oder Hefte vor sich aufgeschlagen hatte, also jedes Werk, das er nicht im Augenblick benötigte, auch wenn er genau wußte, daß er es nach einer Viertelstunde neuerdings brauchte, sofort wieder an seinen Platz zurückstellte, hielten wir uns an eine freie Auslegeordnung, die allerdings nach dem väterlichen Sprachgebrauch den Ehrennamen der Ordnung nicht mehr verdiente. Es war ihm gewiß auch recht unangenehm, daß ich im Hochsommer in Badehosen arbeitete und, unstet wie ich war, alle paar Stunden zu einem raschen Bad im nahen Löntsch auszog, der zum offenen Fenster hereinrauschte. Ich rechne es daher meinem Vater zeitlebens als Großzügigkeit sondergleichen an, daß er uns in den andern Ecken seines Studierzimmers in einer Weise gewähren ließ, die ihm ja in der Seele zuwider sein mußte. Am unheimlichsten muß es ihm 1930 und danach zumute gewesen sein, als mein älterer Bruder am Freiberg-Fenster eine juristische und ich am Glärnisch-Fenster eine kulturhistorische Dissertation schrieb, indes der jüngere Bruder beim «Schiefen Turm von Pisa» nicht ohne Mitleid mit dem Vater in der gegenüberliegenden Ecke die Lage in einem Zweizeiler zusammenfaßte:

Hier liegt ein Burckhardt, dort ein Fleiner,
Der Bibelplatz wird immer kleiner.

Es mochte dem Vater zum Troste gereichen, daß das biblische Reich wenige Jahre danach wiederum überzeugend zunahm, denn meine jüngere Schwester brachte einen Theologen als Schwiegersohn ins Haus.

Die Predigt schrieb der Vater jeweilen am Samstagmorgen, und am -nachmittag lernte er sie auswendig, was er etwas feierlich-gelehrt Memorieren nannte. Dabei schritt der Mann, der wie eine Uhr zu leben verstand, mit der Regelmäßigkeit eines Perpendikels das Zimmer auf und nieder, und auf dem Linoleum sah man an den Stellen, wo

das Muster rasch verschwand, sehr deutlich, wo der Peripatetiker kehrtmachte. Hie und da stand er still vor dem Bilde, das den Ehrenplatz an der Wand beherrschte. Es zeigte Meister Ulrich Zwingli, der einst als Leutpriester von Glarus auch «Kilchherr» über unser Dorf gewesen war. Mit den Zügen des Reformators stand dort unter dem Antlitz des mutigen Mannes sein Lieblingswort aus der Heiligen Schrift: «Kumend zu mir alle, die arbeitend und beladen sind, und ich will üch ruw machen.» Unter diesem Bild und diesem Heilandsruf saßen viele Menschen, die in den vier Wänden des väterlichen Studierzimmers Beistand suchten. Die erschütterndsten Schicksale wurden von den Rußlandschweizern erzählt, die nach guten Jahren im Zarenreiche von der Revolution des Kommunismus heimgejagt wurden. Es waren weit über hundert Opfer, die nun als armengenössige Mitbürger auftauchten und also wieder unter den Felsen lebten, welche ihre Vorfahren mit der russischen Weite vertauscht hatten.

Die Geborgenheit des traulichen Zimmers erschien uns nach solchen Besuchen doppelt wohlig. Am allerwärmsten aber mutete der Raum die Kinderseele an, wenn am Weihnachtsnachmittag die Stube geschlossen blieb und der Vater uns Kindern aus vergilbten Zeitungsblättern seine «Schueler-Nidle» vorlas, die Schilderung eines Davoser Brauches um die Jahrhundertwende. Dann waren die guten Geister atemnahe bei uns Brüdern und Schwestern, und der Raum wurde zur eigentlichen Herzkammer des Hauses, während er sonst das Jahr hindurch vor allem der Kirchgemeinde und der Geschichte der Talschaft gehörte.

Besonders feierlich war es uns im väterlichen Studierzimmer am Sonntagmorgen zumute. Da übten die Mitglieder der Choralsängergesellschaft, deren Ursprung mindestens zweihundert Jahre zurücklag, im großen Unterrichtsraume unter dem Studierzimmer die Lieder für den Gottesdienst. Ehe wir selber als «Sängerknaben» in dieser uralten Gesellschaft mit unsern jungen Stimmen mitzusingen hatten, lauschten wir im obern Stock, als säßen wir auf einer geschlossenen Empore eines sehr großen Gotteshauses, den

gottergebenen Liedern von Paul Gerhardt, Christian Fürchtegott Gellert, Gerhard Tersteegen und andern begnadeten Glaubenszeugen. Die Wiederholungen, die das Einüben nun einmal heischte, prägten das Liedgut nur um so kräftiger in unsere Kinderseelen ein, und eine anhaltende Liebe zum evangelischen Choral erwachte in uns. Wir begannen zu ahnen, welch großen Trost gar manche der Menschen, deren Namen der Vater in die Kirchenbücher eintrug oder in seinen historischen Aufzeichnungen vermerkte, daheim und in der Fremde aus dem Schatz der früh gelernten Lieder der Kirche empfangen hatten. So durchklang das Ewige das Zeitliche, und es blieb lebendig in uns, auch als Anfang September 1944 unserer Familie die Stunde des Abschieds von Pfarrhaus und Studierzimmerschlug.

Als wir beim Eintritt des Vaters in den Ruhestand das Haus räumten und mit dem mächtigen Quellenwerk und den Tausenden und Abertausenden von Zetteln seines Kataloges in ein Nachbardorf fuhren, erwog ich unterwegs eine Weile, was nun wohl geschehen würde, wenn ein Föhnstoß von unerhörter Kraft dareinführe und alle die Blätter mit den Namen einstiger Offiziere in fremden Diensten und Ratsherren wie ein Schneetreiben mit riesengroßen Flocken ins Tal hinauswirbelte. Ob wohl ein solches Visitenkärtchen eines Freuler, eines Tschudy oder Jenny in den Garten oder gar in eine Stube eines Nachfahren oder doch eines Namensvetters gelangt wäre? Aber ich wagte diesen Gedanken nicht auszusinnen, war doch das Werk eines unermüdlichen Menschen in diesem Katalog festgehalten, und es erschien mir wie ein Frevel, nur schon zu erwägen, das Lebenswerk meines Vaters könnte in solcher Weise «verzettelt» werden. War und ist es doch eine der bleibenden Ernten seines, unseres Studierzimmers.

Georg Thürer

Hätt ich sieben Wünsch in meiner Gwalt,
so woll ich wünschen: Allzeit jung und nimmer alt.

Der ander Wunsch, der sollt sein,
daß nimmer die Seel käm in die höllische Pein.

Der dritte Wunsch, der sollte sein:
schöne Jungfrauen und rheinischer Wein.

Der vierte Wunsch, der sollte sein:
Allzeit fröhlich und nimmermehr traurig sein.

Der fünfte Wunsch, der sollte sein:
Gelds und Guts genug und niemand schüldig sein.

Der sechste Wunsch, der sollte sein,
daß alle falschen Zungen nichts wären und nichts wüßten.

Der siebente Wunsch, der sollte sein,
daß jeder bei seiner Liebsten wär und ich bei der mein.